



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Hans Christian Andersen : ein Charakterbild.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Hans Christian Andersen.

### Ein Charakterbild.

Es hat mit unsern Stammvettern, den Dänen, in der letzten Zeit einige Mißhelligkeiten gesetzt; wir sind über unsere Grenzen nicht recht einig geworden, und dießseit und jenseit der blauen See wird der liebe Patriotismus angezündet, wenigstens in schlechten Reimen seine Abneigung gegen das Nachbarvolk auszusprechen. Noch einmal sollen die Völker den Zwist der Könige bezahlen.

Auch der Zwiespalt ist eine Art von Beziehung, er macht den einen Gegner auf den andern aufmerksam. Eben so werden durch das Meer und durch Flüsse die Völker nicht getrennt, sondern einander genähert. Es wäre der wohlthätigste Einfluß, den der leidige schleswig-holsteinische Erbfolgestreit auf uns ausüben könnte, wenn er zwei Nationen, die durch Sprachverwandtschaft und Aehnlichkeit des Charakters geistig zusammenhängen, und die nur durch eigenthümliche politische Combinationen von einander fern gehalten wurden, einander wieder näherte.

Diese Annäherung kann nur auf dem neutralen Boden der Literatur vor sich gehen. Die deutsche Literatur hat den wesentlichsten Einfluß auf Dänemark ausgeübt, die besten Geister der Nation sind deutsch gebildet. Es wird nicht ohne Nutzen für uns sein, wenn wir unsrerseits einige Notiz von den geistigen Bewegungen unserer Nachbarn zu nehmen anfangen.

Bis jetzt ist es nur wenigen dänischen Schriftstellern gelungen, den Weg nach Deutschland zu finden. An ihrer Spitze steht unbestritten Andersen. Schon seit anderthalb Jahrzehenden sind einzelne seiner lyrischen Gedichte durch die Uebersetzungen vorzüglicher Dichter, z. B. Chamisso's, bei uns populär geworden; in seinen vielfachen Reisen hat Andersen Gelegenheit gefunden, mit den bedeutendsten Männern unserer Literatur und mit hochgestellten Personen des Staatslebens in nähere Berührung zu treten. Seine Märchen hatten das seltene Glück, der vornehmen Welt eben so zu gefallen, als der Masse des lesenden Publikums; ja sie zwangen auch der Gelehrsamkeit, die gerade damit beschäftigt war, zu dem Ursprünglichen, Naiven, Anonymen zurückzukehren, wenn auch auf dem Umwege der Reflexion, bewundernde Anerkennung ab. Auch seine Romane wurden unter die classischen Werke der Leihbibliotheken aufgenommen. Gegenwärtig liegt uns eine deutsche Gesamtausgabe seiner Werke vor (Leipzig, Lorch, 30 Bde.), die vom

Berfaffer felbft beforgt ift, und die uns veranlaßt, auf feine literarifche Wirksamkeit in ihrem innern Zufammenhang näher einzugehen.

Eine Selbftbiographie, unter dem Titel „das Märchen meines Lebens,“ von dem Verfaffer in deutſcher Sprache geſchrieben, eröffnet die Sammlung. Anderſen iſt im Jahr 1805 zu Odense auf der Inſel Fünen von armen Eltern geboren. Seine früheſte Jugend hat eine ungemeine Aehnlichkeit mit der unſers Stilling. Sein Vater war Handwerker, aber mit der Neigung und wenigſtens vermeintlich mit der Anlage zum Gelehrtenſtande geboren; eine Idee, mit der er ſich häufig genug herumtrug, und die nicht ohne Einfluß auf den Knaben bleiben konnte. Das Kind wurde mehr von Seiten der Phantaſie angeregt, als logiſch gebildet, es imponirte ſeinen Leuten durch Apercüs. Es iſt ein kluges Kind, ſagte man von ihm, es wird nicht lange leben. Wenn man das oft von ſeiner Umgebung hört, ſo iſt man nur zu geneigt, es ſelber zu glauben. Der Knabe wurde früh aufmerkſam auf einzelne günſtige Umſtände, die ihn unerwartet trafen; die Idee, Gegenſtand ſpecieller Vorſehung zu ſein, ſetzte ſich in ihm feſt, wie bei Stilling, aber ohne daß ſie den krankhaften Anſtrich angenommen hätte, den das gedrückte Leben der Schneiderwerkſtatt und der Schulbänke unſerm ehrlichen Landsmann aufprägte. Glücklicherweiſe blieb ihm auch die pietiftiſche Selbſtquälerei fern, die in Deutſchland bei den „Stillen im Lande“ bei aller Frömmigkeit ſo widerwärtige Erſcheinungen hervorrief. Sein Glaube hat nichts Aengſtliches, es war nichts als der Glaube an ſein Glück, der ihm Muth und Elaſticität zu den unerhörteſten Unternehmungen gab. Dabei war in ſeinem Weſen etwas Naiv-drolliges, das alle Menſchen anzog, auch wenn ſie darüber lachen mußten.

Bierzehn Jahre alt, wanderte er, von den Segenswünſchen ſeiner Mutter begleitet, die halb von ſeiner Größe überzeugt, halb um den Erfolg beſorgt war, nach Kopenhagen aus, um dort ein Genie zu werden. Das Nähere hatte er ſich natürlich noch nicht ausgedacht, doch ſchwebte ihm als ungefähres Ideal eine Ballettänzerin oder Chorsängerin vor; er hatte einen hohen Diſcant, und konnte zierliche Sprünge machen. Er machte auch ſofort bei ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt einer dortigen Tänzerin ſeine Aufwartung, und ließ ſie ſeine Capriolen ſehen, was dieſer aber mehr Schreck als Genußthum einflößte.

Aber das Glück, an welches er ſtets geglaubt hatte, ließ ihn nicht im Stich. Er fand bald einflußreiche Gönner, die, von dem drolligen, gelehrigen Weſen des Knaben angezogen, ſich ſeiner annehmen. Mit dem Tanz und Geſang wollte es freilich nicht gehen, dafür wurde ihm eine verhältnißmäßig recht gute Erziehung zu Theil, und ſeine poetiſchen Keime hatten Gelegenheit ſich zu entfalten. Er unterzog ſich den üblichen Prüfungen, und ſeine Gedichte wie ſeine Märchen machten ihn raſch zum Liebling des Volkes. Bereits im Jahr 1831 war er ſo günſtig geſtellt, daß er eine große Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien antreten konnte. Nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er drei größere Romane: „Der

„Improvisator“ 1834, in welchem die Reminiscenzen aus Italien idealisirt wurden, „D. 3.“ 1836, und „Nur ein Geiger“ 1837. Später hat er noch größere Reisen gemacht, bis in den Orient hinein, und überall ist ihm das Glück hold gewesen.

Es ist eigenthümlich, wie er in dem Bericht von seinen Reisen, die ihn mit den bedeutendsten Männern namentlich Deutschlands in Berührung brachten, nie darauf ausgeht, diese Männer in ihrer Persönlichkeit oder ihrer Stellung zur Literatur und zur geistigen Entwicklung überhaupt zu charakterisiren, wie er vielmehr nur für Eines Sinn hat: ihr Verhalten zu ihm selbst. Wie ihnen seine Märchen gefallen, und was sie ihm Liebes und Gutes anthun, hat mehr Interesse für ihn, als alles, was sie im wirklichen Leben leisten, was sie ihrer Nation, was sie Europa sind. Seine ganze Auffassung ist von einer Subjectivität, die bei jeder andern Natur beleidigen würde — und sie haben auch bei Andersen allerdings hin und wieder Anstoß erregt — aber Andersen ist bei aller Eitelkeit so gutmüthig und naiv, daß man mit ihm nicht rechten mag. Auch hier ist wieder sein Glück im Spiel.

Sein Leben ist in der That ein Märchen; mühlos führen gutgestimmte Feen den Dichter, der immer Kind bleibt, aus einer reizenden Gegend in die andere, von einer bedeutenden Persönlichkeit zur andern, er hascht in seinem Spiegel, was sich gerade in günstigem Licht darin abbildet, ohne irgendwie nach einem Zusammenhang, nach einem tiefen geistigen Inhalt zu streben, und so verwandelt sich jede Erscheinung, sie mag im Leben aussehn wie sie will, in ein liebliches Gedichtchen, ein Märchen oder ein Idyll.

Sein „Bilderbuch ohne Bilder“ ist seiner Anlage am entsprechendsten. Der Mond erzählt, was er auf seinen Wanderungen sieht. Ein Ganzes kann er nicht geben, denn er sieht nur die Nachtseite der Natur, aber seine vereinzelt, bunten Gefühle krystallisiren sich in dem magischen Kaleidoskop des Dichters zu einem reizenden Farbenspiel. Er folgt dem gazellenäugigen Hindumädchen in das Dickicht an den Ufern des Ganges, wenn sie für ihren Geliebten betet; er belauscht das Kind, wie es sich in den Hühnerhof schleicht, um der Henne ein eingebildetes Unrecht abzubitten; er schaut in die grönländische Sommernacht, wie sie einen Todten unter die ewigen Eisberge versenken, und wie die Robben um ihn spielen; er verflärt mit seinem sinnigen Strahl eine junge schöne Sängerin, die in der „Stadt der Todten“ auf den Rängen des Amphitheaters die modernen italienischen Colaturen vor einer lustigen Reisegesellschaft erschallen läßt, hinter ihr der dunkle Besuch mit seiner schlank aufsteigenden Feuerlilie; er schaut dem armen bucklichen Polichinell in's Herz, der das Publikum durch seine närrischen Sprünge belustigen muß, indem ihm das Herz blutet um den Tod seiner geliebten Columbine; nicht minder der armen Tochter der Schande, die noch in ihrer Agonie gezwungen ist, sich mit geschminkten Wangen und bekränztem Haar nächtlich vor das erleuchtete Fenster zu setzen.

Es ist, wie bunt auch die äußerliche Form wechselt, in der die wunderbar luftigen und romantischen Bilder dem lieben Auge des Mondes begegnen, immer die intime Welt des Gemüths, die ihren eigentlichen Stoff ausmacht. Luna selber ist Nichts als das bloße Abbild des Gemüths, mit seelenvollen, aber etwas verschwimmenden Augen, denen leicht eine Thräne der „Bonne und Behmuth“ zu entlocken ist, die eben so wenig lachen als sie das Menschenherz durchbohren. Der Adlerblick der Sonne würde aus denselben Momenten eine ganz andere Geschichte herauslesen, als diese „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält.“

Indeß auch die flüchtigen Schatten des Mondscheins lassen sich wenigstens zu anmuthigen Gruppen umdichten. Die Phantasie der Naturvölker hat das schon gethan: sie läßt leichtfüßige Elfen auf der Haide tanzen, sie spannt Cicaden an ihre leichten Wagen, die aus Spinnebeinen gezimmert sind, sie läßt sie im Thau sich berauschen; sie dringt in den Schacht, aus dem die Bergleute das blinkende Erz herauffördern, und sieht burleske Figuren sich tummeln, gegen welche die abenteuerlichen Mißgestalten eines Prinzen von Pallagonia unschuldige Capricen sind. Nur darf man nicht vergessen, daß in der Regel hinter diese Naturdichtungen ein finsterner Geist sich versteckt, ein unheimlicher Spuk, der in den Hexenprozessen wie in dem Aberglauben an Gespenster zu einer widerwärtigen Wirklichkeit sich ausbreitet. In neuerer Zeit hat es Dichter gegeben, die sich im Fusel berauschten, um die ekelhafte Teufels- und Gespensterwirthschaft, welche der Besen der Aufklärung aus dem Tempel Gottes ausgekehrt hatte, künstlich in dem eigenen kranken Gehirn wiederherzustellen.

Die Freude der Kinder an Märchen beruht nicht in dem unnatürlichen Reiz des Schauders, das ist vielmehr schon immer ein Zeichen einer krankhaften Phantasie; sie basirt sich auf die gefesselte Freiheit, auf den träumerisch anmuthigen Wechsel der Bilder, der fortwährend die Neugierde erregt und durch drollige Einfälle sie wieder täuscht. Jedes echte Märchen muß einen humoristischen Anflug haben, man muß darüber lachen können, nicht von dem überklugen Standpunkt eines alles besser wissenden Berliners aus — eine schlechte Ironie, in welche Wieland's und in der Regel auch Tieck's Märchen verfallen — sondern mit dem naiven Gelächter eines wohlgesinnten Gemüths, das zu seiner Belustigung die Welt nicht aufheben, sondern sie erhalten will. Das wirkliche Herz ist nicht so eitel und überweise, den Verstand paralyßiren zu wollen, oder sich vor ihm zu fürchten; die echte Kindlichkeit empört sich nicht gegen den Ernst des vernünftigen Lebens, wie die reflectirte Kinderwelt unserer blasirten Romantik; sie ist frei, weil sie die Ketten noch gar nicht sieht, mit welchen die eiserne Nothwendigkeit das Räderwerk des Lebens zusammenhält.

Diese freie, lustige, phantastische und doch gewizigte Kinderwelt athmet in Andersen's Märchen. Mitunter könnte man sie Fabeln nennen — Fabel, Märchen und Idylle sind überhaupt nur durch eine dünne Scheidewand von einander

getrennt. Nur sehr selten wird der Dichter sentimental — stets ein Zeichen, daß die wirkliche Poesie außer Athem ist und nicht weiter kann. Die Einfälle sind überall ebenso zierlich wie überraschend, und wenn sie sich auch auf irgend eine alte Geschichte beziehen, so werden sie durch die Form zu einem freien Eigenthum des Dichters. Wir bewegen uns unter Kaisern, Königen, Bauern, Tischlern, Schneidern, Tannenbäumen, Rosen, Nachtigallen, Elfen und was dergleichen mehr ist — all diese Figuren haben ebensowenig von dem bitterm Ernst des wirklichen Lebens, als von dem schablonenartigen Idealismus unserer aus Modejournalen copirten Märchenfiguren. Man höre z. B. was eine Prinzessin ist. Ein Prinz will eine Prinzessin heirathen, aber eine wirkliche Prinzessin. Einmal meldet sich eine Prinzessin an, wie es gerade sehr regnet; die Mutter des Prinzen will nun dahinter kommen, ob es eine wirkliche Prinzessin ist, sie legt also auf die Bettstelle eine Erbse, legt zwölf Matragen darauf, und auf die zwölf Matragen zwölf Damenbetten, den andern Morgen fragt sie die Prinzessin, wie sie geschlafen hat? abscheulich! es muß etwas hortes im Bette gewesen sein, mein Rücken ist braun und blau! — Nun sehen sie, daß es eine wirkliche Prinzessin sein muß, und sie wird geheirathet. — Allerliebste ist es, wie der Dichter mit dem Pantheismus einer gemüthvollen Kinderseele die ganze Welt humanisirt, von der Sonne und ihren Planeten bis herab zu einem Pantoffel und einer schmutzigen Gaslaterne. Es ist nicht die bequeme Methode, einem beliebigen belebten und unbelebten Gegenstand Worte in den Mund zu legen, und wohl oder übel einen Dialog zwischen unvernünftigen Wesen hervorzuspinnen, wir werden im Gegentheil erstlich in die Seele, oder das Wesen, oder den Begriff der Tische, Stühle, Violinen, Elfen, Kobolde hineinversetzt, wir fühlen des Dichters psychologischen Blick bis in die alte abgebrochene Stopfnadel hinein, die durch einen Lackaufguß in den Rang einer Brustnadel erhoben ist, wir empfinden lebhaft, wenn dieser Kater, dieser Contrebaß, dieses Immergrün Gedanken hätte, so müßten sie so und nicht anders denken. — Selbst wenn uns auffallende Geschichten vorkommen, wenn z. B. ein Bruder Lüderlich auf einem fliegenden Koffer sich in das Zimmer der türkischen Prinzessin erhebt, und sich durch einige Knallschwärmer als der Türkengott legitimirt, der gekommen sei, die schöne Prinzessin zu freien, so wird uns das alles so realistisch zurecht gemacht, daß wir kein Arg daran haben. Selbst dem alten Peter Schlemihl und seinem verloren gegangenen Schatten weiß Andersen eine neue, humoristische und originelle Seite abzugewinnen. Andersen ist eine echte Dichternatur, welche die verkehrte Welt, gegen die Tiefs und seine Gleichgesinnten nur reflectirte Pointen aufführen konnten, mit Anmuth und Grazie zu einem harmonischen Bilde umschafft. Wenn ein Floh, ein Heimgänchen und ein Springbock um die Prinzessin werben, die derjenige erhalten soll, der am höchsten springt, so erhält sie zwar der aus einem Vollblut-Gänseknochen gezimmerte Springbock, denn seine Sprünge sind am sichtbarsten, weil er am mei-

sten Körper hat, aber dem Floh bleibt wenigstens unbenommen, in fremden Kriegsdiensten einen ehrenvollen Tod zu suchen, das Heimchen zirpt in einem beliebigen Graben seine Philosophie über Körperlosigkeit und Körperhaftigkeit zusammen, und so kann alle Welt zufrieden sein.

Eben so reizend wie diese Koboldsprünge einer tollgewordenen Welt ist das sinnige Stilleben der eigentlichen Natur aufgefaßt; der Tannenbaum, der in seiner Kindheit sich darüber ärgert, wenn die Hasen über ihn hinwegspringen, bis er endlich abgehauen wird, und nach kurzer, glänzender aber unbequemer Pracht am Weihnachtsabend zuerst in die Polsterkammer geworfen wird, wo er wenigstens ein paar ehrlichen Mäusen Geschichten erzählen kann, aber endlich leider den Tod in den Flammen findet; das Gliedermütterchen, das dem alten Ehepaar die Sagen seiner Kindheit aus der Gliederlaube in die Ohren flüstert, und sich kochen läßt, um als Thee dem Knaben, der den Schnupfen hat, Träume von einer bunten, lustigen Zukunft einzuathmen; die Schneekönigin, die im Fensterfrost in aller Herrlichkeit eines phantastischen Idealismus sich abspiegelt, und auch in ihrem eigentlichen Reich, dem Nordpol, jenseits der Grönländer und Lappen, ein immer sehr feenhaftes Zauberschloß bewohnt, wenn es auch kalt ist; der Erlenhügel, auf dem die Kobolde aus allen Gegenden und Sagen zusammen kommen, um sich an ihren gegenseitigen Sprüngen zu belustigen. Unter den Thieren liebt der gemüthliche Dichter vor Allem die Störche; sie haben etwas Heimisches, sie sind die Schutzgeister eines friedlichen Heerdes, und doch bringen sie wunderbare Sagen aus dem südlich schönen Lande, ihrer eigentlichen dichterischen Heimath, freundlich grüßend auf jeder neuen Wanderung in das vertraute Strohdach herüber.

Ueberall sind wir in einer lieblichen Traumwelt, nicht in jenen hastigen Seelenbewegungen, die aus einem Ueberquellen des heißen Blutes entspringen, sondern in den leichten, elfenhaften Morgenträumen, die wie auf einem bunt wechselnden Abendgewölk neckisch an unserm innern Gesicht vorübergleiten, und in denen wir doch mitunter einen glücklichen Blick in die Natur der Dinge thun, der freilich wohl ein Abglanz irgend einer wahren Anschauung sein wird, die aber doch in dem Gewühl des Tageslebens unbeachtet an uns vorüberging.

Nach dieser Anlage des Dichters sollte man glauben, in seinen lyrischen Poesien werde diese anmuthig phantastische Traumwelt eine concretere, und eben darum vollere poetische Gestalt gewinnen. Es ist schwer, ein lyrisches Gedicht nach der Uebersetzung zu beurtheilen; der eigentliche Duft, die Seele des Liedes geht verloren. Die besten lyrischen Gedichte, wie Goethe's Fischer, sind unübersetzbar. Wie es also damit im Dänischen beschaffen ist, kann ich nicht sagen. Aber so viel geht auch aus diesen Uebersetzungen hervor, daß eben jene Märchenfreiheit, durch die der Dichter in seiner Welt eine so anmuthige Bilderreihe hervorzuberte, der bestimmten abgerundeten Form widerstrebt. Die Musik der Stimmung besitzt er wohl, aber nicht die Energie des Rhythmus. Auch das lyrische Gedicht hat seine

bestimmte Bewegung, es hat, wenn man uns diesen Ausdruck nachsehen will, seine Dialektik und sein Resultat. Eine gewisse epigrammatische Pointe gibt der reinsten lyrischen Stimmung erst den rechten Grundaccord. Diese Pointe ist mit der wolkenartig sich ausbreitenden und sich wieder auflösenden Phantasie nicht vereinbar. Unter den Mährchen kann man von mehreren sagen, es fehlt geradezu alle Pointe, und vielleicht gewinnen sie gerade dadurch noch mehr an Humor, im lyrischen Gedicht vermissen wir aber immer etwas, es fehlt der Bass, der auch bei der süßesten Serenade durchklingen muß, wenn die Melodie nicht in's Leere verschwimmen soll.

Dieses Freie, Springende in der Anschauung charakterisirt auch die Reiseerinnerungen des Dichters, die er unter den treffenden Namen „Eines Dichters Bazar“ und „Reiseschatten“ in seine Sammlung aufgenommen hat. Wenn wir z. B. Goethe's objective Auffassung der Natur und des Lebens, die in seiner Reise nach Italien wenigstens eben so klar und scharf hervortritt, als in seinen Romanen und sonstigen Dichtungen, mit diesem flüchtigen Hinstreifen über die gegenständliche Welt vergleichen, so werden wir allerdings an dem dänischen Dichter Biel vermissen. Niemals erhalten wir ein klares, objectives Bild weder von den sittlichen Zuständen der Länder, in denen Andersen sich bewegt, noch auch selbst von ihrem äußerlichen Zuschnitt. Wenigstens finden wir nirgend Totalität. Einzelne sinnige Anschauungen müssen uns dafür entschädigen, doch sind diese in den Dichtungen auf eine gemüthlichere Weise angebracht, und so gehen wir von der eigentlichen Reisebeschreibung ziemlich leer aus.

Die Concentration fehlt auch den drei Romanen, obgleich diese viel dazu beigetragen haben, den Ruf des Verfassers zu verbreiten. In allen dreien breitet sich die Geschichte über das ganze Leben des Helden aus. Am anschaulichsten wird uns die Kindheit und das Jugendleben geschildert. Der Improvisator erhält einen großen Reiz durch das südliche Leben, von dem wenigstens die Stimmung sehr glücklich wiedergegeben ist, zu dem hat der Stoff etwas Abenteuerliches, Mährchenhaftes und Poetisches, das der Neigung des Dichters, mit seinen Gestalten frei und etwas willkürlich umzugehen, sehr angemessen ist. D. J. spielt in dem eigentlich socialen Leben, für dessen tiefere Beziehungen dem Dichter das Auge abgeht; er ist der am wenigsten gelungene. Weder die einzelnen Figuren noch die Geschichte selbst, noch auch die Gesellschaft, in der sie sich bewegt, treten scharf hervor. Das Interesse wird theils in seltsamen Verwickelungen der Begebenheit gesucht, die aber zu lose aneinander hängen, um eine wirkliche Spannung hervorzurufen, theils in den Irrationalitäten im Charakter des Helden, die aber eben, weil sie reine Willkür sind, über das tiefere Seelenleben keine Auskunft geben. Die übrigen Figuren sind leicht und oberflächlich hingeworfen. Der beste unter den drei Romanen ist „Nur ein Geiger,“ wenn auch das Thema, über welches Andersen überhaupt gern variiert, das Talent, das Genie, der *homme incompris* im Gegen-

saß zu der wirklichen Welt, in unserer Zeit bis zu Ermüdung besprochen ist. Aber hier werden wir reichlich entschädigt durch sprechende Züge aus dem Stilleben eines begabten und doch kindlichen Gemüths, die offenbar Reminiscenzen aus dem eigenen Leben des Dichters sind. Der Held theilt die Vorzüge und Schwächen der Jean Paul'schen Charaktere; die naive Kindlichkeit hat etwas Rührendes, aber auch etwas Beleidigendes, wenn sie sich zu breit ausspinnet und zu lange währt. In dem Charakter der Heldin, einer schönen Jüdin, die mit dem Leben zu kämpfen wagt, dem der arme Geiger sich widerstandlos unterwirft, hat sich der Dichter an eine kühnere Composition gewagt, und nicht ohne Glück, vielleicht eben darum, weil dieser Charakter mit raschen, leichten Zügen, nach Art der französischen Malerschule, hingeworfen ist. Eine deutsch-gründliche Ausführung würde die Anmuth des Gemäldes verdorben haben.

Anderfen's Stärke ruht eigentlich nicht im Erzählen, obgleich er viel natürlicher und daher viel besser erzählt, als Jean Paul und die übrigen deutschen Humoristen. Der Mangel an Stofflichem wird ersetzt durch das Ineinanderklingen der verschiedenen Stimmungen, die zwar nie ein festes Bild geben, aber immer einen Eindruck hinterlassen. Schade, daß die vorherrschende Stimmung eine trübe, resignirte ist.

Bei der ganzen Anlage des Dichters wird man es leicht ermessen, daß seine dramatischen Leistungen die schwächsten sind. „Die Glücksblume“ mischt eine Masse verschiedner phantastischer Figuren, selbst Zeitalter in einander, um nachzuweisen, daß das wahre Glück in der resignirten Zufriedenheit und Selbstbeschränkung des Herzens liege, denn das Genie wird verkannt und leidet Hunger, und in der vornehmen Welt kommen viele Greuel vor. Die Scenen sind lose aneinander gesudelt, ohne einen ethischen oder psychologischen Zusammenhang. In „Agnete und der Meermann“ ist eine alte, sehr schöne Ballade dramatisirt, ein Unternehmen, bei dem unsere Romantiker oft genug verunglückt sind. Was sich in dem engen Rahmen eines kleinen Bildes sehr artig ausnimmt, wird zur Caricatur, wenn man es durch einen Hohlspiegel vergrößert. Das Einzelne in „Agnete“ ist sehr poetisch, das Zauberschloß unter dem Meere u. dergl. ist mit der gewohnten Virtuosität des Dichters zum Leben und zur Anschaulichkeit gebracht, das Ganze aber ist willkürlich und sentimental. Das Schlimmste ist, daß die Figur des armen Geigers, des unglücklichen, treuen und resignirten Liebhabers uns auch in dieser Sage wieder begegnet. „Raphaella“ spielt in den Maurenkriegen von Granada, und athmet das erzwungene Bestreben eines nordischen und protestantischen Dichters, sich in den Calderon'schen Patriotismus zu forciren. In diesem Bestreben wird das Tragische zum Weinerlichen abgeschwächt, da der Conflict — Liebe und Patriotismus — ebenso äußerlich aufgefaßt wird wie bei Calderon, aber ohne die Energie dieses katholischen Fanatikers, dem der an das innerliche Leben gewöhnte Protestant nicht nachfühlen konnte. „Abasver“ ist ein Versuch, an dem ewigen

Juden die ganze Weltgeschichte, von Christus bis auf Columbus, in lyrischen Rhapsodien anzureihen. Das bloße Gemüth hat für die Geschichte kein Verständniß, und die künstlich gesteigerte Reflexion ist unpoetisch. Der Genius eines Goethe oder wenigstens die leidenschaftliche Energie eines Byron gehört dazu, in solche formlose Bilder, welche die Welt umspannen sollen, wenigstens eine Art von Plastik hinein zu bringen. Hier hören wir nur Musik, und die Weltgeschichte läßt sich in keine Sonate auflösen. „Der Mulatte“ ist das Schlechteste, was Andersen geschrieben hat; ein Mulatte, der Verse macht, sehr gebildet ist und viele Reisen unternommen hat, wird durch die schlechten Geseze Bestindiens zum Sklaven entweiht, aber durch die Liebe erlöst, weil er zu feige, zu sentimental, d. h. zu niederträchtig ist, der viehischen Gewalt durch einen kühnen Schritt, der sich ihm bietet, zu entgehen. Die Ausführung der Handlung ist ebenso prosaisch und weinerlich, als der Stoff. Es ist gut für den poetisirenden Mulatten, der eben zu Tode geprügelst werden soll, daß sich ein liebes Mädchen seiner annimmt, ihn heirathet und ihn dadurch von der Geißel errettet, aber weg mit dieser süßlichen Auflösung eines so ernsten und mehr als tragischen Conflictes!

Wenn wir das Gesamtbild, das diese Werke in uns hervorrufen, zusammenfassen, so ist es dieses: Andersen ist nicht ein großer Dichter, aber ein wahrer Dichter. Durch Beschränkung und Concentration seiner Kräfte wird er noch viel Liebes und Schönes leisten und wesentlich dazu beitragen, eine Brücke zum gegenseitigen Verständniß der beiden Nationen zu schlagen, die mehr dazu geschaffen sind, in brüderlichem Zusammenwirken die Zwecke der Cultur zu fördern, als in sinnlosem Haß sich gegenseitig das Leben zu verbittern.

J. S.